

64.
Jahrgang
2/2024

Hessisches
Pfarrblatt

Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen

Aus dem Inhalt:

Motivationscamp
– Der Report

Drei Fragen an
Norbert Frei

Gleichstellung von
Frauen im Pfarramt

Künstliche Intelligenz

D 1268 F

Inhalts- verzeichnis

Editorial

Wolfgang H. Weinrich 3

Ostern

Dierk Glitzenhirn 4

Kirche

Motivationscamp

Achim Ritz / Theresa Berenz 5

Keine Kirche für die Unsichtbaren

Theresa Noack 10

Gleichstellung von Frauen im Pfarramt

Jolanda Gräßel-Farnbauer 14

Freie Trauung – Was geht?

Jens Haupt 16

KP-Wahl in der EKHN 19

KI - Künstliche Intelligenz

Von Menschen und Maschinen

Dr. Marco Bonacker 20

Deepfakes und Digitale Gewalt

Clara Böhm 23

Anregungen

Einsichten – da geht manches!

Joachim Dietermann 26

Wer sind eigentlich Theolog:innen?

Dr. Alfred König 28

Einsatz von Tieren in kirchlichen Arbeitsfeldern

Jutta Becher 30

Rezension

P. Eickhoff-Brummer, M. Kosziollek (Hg.):

Mich interessiert, was du sagst!

Dr. Annaarena Müller 31

Drei Fragen an

Prof. Dr. Norbert Frei 32

Aus der Redaktion

Schattenseite

Alexei Anatoljewitsch Navalny 34

Die gute Nachricht

Einsamkeitsbeauftragte 35

Annette Mingels Leseempfehlung

Philip Roth 36

Pfarrvereine

Persönliche Nachrichten 38

Save the Date 39

Impressum 39



Wolfgang H. Weinrich
Publizist
Darmstadt

Liebe Leserin, lieber Leser!

Motivation bleibt angesagt. Sie gibt Kraft, Ideen und bringt Prozesse in Bewegung. Im Vorfeld des Motivationscamps fragten sich viele, wie Motivation genau aussehen und wer sie geben kann. Es wurden Fragen und Meinungen geäußert wie „Die Konzeption ist befremdlich“, „Was kann schon ein Michel Friedman dazu beitragen?“, „Das mit der Ermutigung geht zu schnell angesichts des dramatischen Mitgliederschwunds!“, „Wo bleibt die Thematisierung des Missbrauchs?“, „Ich dachte immer, der Pfarrverein kümmert sich um Erstattungen, wie beim Solidarfonds?“, oder „Sollte das Camp aufgrund der miesen Stimmung unter den Kolleg:innen nicht die Kirchenleitung veranstalten?“

Motivation ist wichtig, um authentisch, engagiert und resilient einen Beruf ausüben zu können. Egal welchen. Deshalb nahmen sich die beiden Pfarrvereine der Sache an, geht es doch in deren Selbstverständnis auch um eine angemessene Berufsvertretung, um ein besonderes Berufsverständnis, um Zusammenhalt, Solidarität und letztendlich um die Stärkung der Gemeinschaft unter Pfarrer:innen.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich nicht nur das Berufsbild der Pfarrer:innen nahezu komplett verändert; die Kirche selbst ist nicht mehr die gleiche und natürlich ist die gesamte Gesellschaft im Umbruch begriffen. Die Transformation hat alle Bereiche des Lebens erfasst, kein Denken und Handeln von gestern scheint heute wirklich dabei helfen zu können, alles zu erfassen und so rasant umzubauen, wie es nötig wäre. Weder im großen Weltgeschehen noch in einer kleinen Kirchengemeinde im Vogelsberg.

Die Zeit ist knapp; Entwicklungen schreiten schneller voran als diese bewältigt werden.

Künstliche Intelligenz, Klima und Kriege sind starke Themen. Übergreifende Konzeptionen und Theologie kommen in kirchlichen Reden der Zukunft kaum vor. Die vor kurzem geforderte öffentliche Theologie scheint es aktuell nicht mehr zu geben. Fabuliert wird, dass „wir als Kirche eine fröhlich glaubende Minderheit mit einer eigenen Sprache und Weltanschauung sein werden“. Wie sehen die Menschen uns? Wie will Kirche sein? Bleibt da eine unpolitische, sich aus der öffentlichen Debatte verabschiedende Kirche in Nachbarschafts- oder Kooperationsräumen? Eine, die vom Predigen zum Hören, vom Antwortgeben zum Fragenstellen mutiert, die kein großer gesellschaftlicher Player mehr ist und deshalb unwichtig und bedeutungslos wird?

Diese Welt braucht mehr denn je Antworten, gerade in der heutigen Krisenzeit, ebenso eine starke Kirchenleitung, die nicht nur darauf hinweist, dass andere vielleicht auch keine Lösung haben, sondern die Hoffnung ausstrahlt und Akzente setzt.

Entgegen vieler Unkenrufe hat das Motivationscamp Antworten gegeben. Menschen wie Halima Gutale und Michel Friedman, eine Frau muslimischen Glaubens und ein Mann jüdischen Glaubens, haben sehr deutlich Positionen der Evangelischen Kirche angemahnt und dazu aufgerufen, Haltung zu zeigen. Noch seien wir überall vertreten. Warum also in vorseilendem Gehorsam aufgeben, was dringend gebraucht wird: Eine offene erkennbare Kirche, die Mut zeigt und Denkanstöße gibt, meint Ihr

Wolfgang H. Weinrich

Wolfgang H. Weinrich
Chefredakteur



Dierk Glitzenhirn

Studienleiter

Pfarrer

Homburg (Efze)

Ostern

Mit großen Augen, großem Kopf, einem freundlich lächelnden Blick in die rechte untere Bild-Ecke empfängt die Titelfigur. Die Farbflächen geben dem Bild Tiefe und lassen den Blick über imaginierte Felder in rot und blau und einen ansteigenden Hügel in Gelb schweifen. Himmelgrün statt Himmelblau und eine Person unterm Heiligenschein in der Mitte, tritt mir entgegen. Vielleicht sind's auch nur die Haare oder eine Mütze? Ein gerundeter Kragen deutet eine altmodische Bluse an, die ebenfalls mit Freude an der Farbe gestaltet ist und einschließlich der Karos auf der Bluse von Henri Matisse inspiriert sein könnte. Die Frauenfigur gehört seit 20 Jahren zum Inventar des Künstlers, die er immer wieder in historische Bilder hineinstellt.

An einen Strauß Frühlingsblumen muss ich denken. Die Frau verkörpert ihn gerade zu. Ihre großen Micky-Maus-Augen schauen aktiv in die Welt, der lächelnde Mund zeigt Freude. Eine offene Person tritt mir kindlich begeistert entgegen, erfüllt von einem inneren Geschehen, das mit dem Sehen verbunden bleibt. Ein schönes Lebensgefühl transportieren die Buntheit und besonders dieser offene Blick. Gerne sehe ich einen Menschen mit solcher Freude auf mich zugehen, auch wenn der Blick (noch) nicht mir gilt. Was immer sie auf ihrem Weg erlebt hat, sie strahlt und sammelt weiter neue Eindrücke. Ich bin noch Beobachter, aber sie kommt näher, vielleicht sprechen wir gleich über das, was sie erfüllt oder die Begegnung bei mir auslöst.

Die Veränderungen unserer Welt stimmen düster und lösen Ängste aus, wir sehen und empfinden das auch in unserer Kirche und gehen miteinander auf Ostern zu. Ich freue mich auf einen verwandelten Blick auf die Welt. Dabei hilft mir André Butzers Bild. Die intensiven Farben der Felder sind schön, aber verheißen nicht nur Gutes – die Frau wandelt zwischen blutrot und einem sonnigen Meeresblau. Wie wird es werden, mit ihr ins Gespräch zu gehen? Wovon wird sie mir erzählen? Von ihrem Lebensglück oder Sorgen und deren Überwindung? Ich erwarte Humor, aber keinen Zynismus. Überlebensgroß ist die Person, dennoch habe ich nicht den Eindruck vor ihr nicht bestehen zu können. Sie nimmt mich in ihre große Wirklichkeit mit, von der sie schon getragen scheint. Ihre Kleidung lässt mich an lebenserfahrene, alte Menschen denken, der mediterrane Farbenmix an Heiterkeit und Lebensglück – nichts ist braun, keine Erdschwere ist spürbar, erst recht kein Menschenhass. Ich sehne es herbei, dass Gott in Menschen auf mich zutritt und mich verwandelt zurücklässt.



André Butzer,
Ohne Titel (Fränzi),
2022

Acryl auf Leinwand,
192 × 159 cm
Museo Nacional
Thyssen-Bornemisza,
Madrid

Foto: Falk Messerschmidt
© André Butzer, 2024

Neue Impulse zum Weiterdenken

Das Motivationscamp und die möglichen Folgen

Mit der Motivation ist es wie mit einem Samenkorn. In beidem steckt Energie, die neue Entwicklungen und kreative Prozesse in Gang bringen kann. So entsteht Neues. Mit der Metapher vom Samenkorn haben Bettina von Haugwitz und Werner Böck, die Vorsitzenden der Pfarrvereine der beiden Landeskirchen Kurhessen-Waldeck und Hessen-Nassau, in der Evangelischen Akademie in Frankfurt den rund 50 Teilnehmenden eines Motivationscamps ein facettenreiches Bild präsentiert.

Gleich zur Begrüßung legten sie Körner und Humus auf den Tisch, neudeutsch sogenannte „Seedballs“. Die Kirche braucht diese kraftvolle Mischung für den notwendigen Transformationsprozess. Es fehlt an Geld, an Mitgliedern und somit an Vertrauen. In Frankfurt gehören nur noch 12,8 Prozent der Bevölkerung der Evangelischen Kirche an.

„Und um was geht es wirklich? Mit dieser Frage müssen wir uns beschäftigen.“, fordert der Publizist **Dr. Dr. Michel Friedman**. „Wann haben wir in den vergangenen 20 Jahren für die Demokratie gepredigt und deutlich gemacht, dass das Leben nichts so bedeutsam macht, wie unsere Demokratie und die freie Meinungsäußerung? Wann haben wir mit Menschen darüber diskutiert, wie wichtig es ist, im politischen Sinne frei zu sein, soziale Gerechtigkeit zu erleben und welche Bedeutung die Würde des Menschen im demokratischen Raum hat?“. Friedman stellt im Motivationscamp viele Fragen, doch sie wirken wie Handlungsanweisungen auf einer Agenda.

Der Philosoph hält ein Plädoyer für die Demokratie und gegen den Antisemitismus. „*Rechts-extremisten wollen mit Leidenschaft die Demokratie zerstören, doch ich frage mich, wo bleibt unsere Leidenschaft für die Demokratie?*“ Man müsse auch mit denen, die anders denken, in den Dialog treten, um sie – wie auch immer – ein bisschen zu „zerstören“.

Michel Friedmans Appelle richten sich auch an die Kirche, bei der er nach dem Angriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober Mitgefühl vermisst hat. „*Ich hätte mich gefreut, umarmt zu werden, doch davon gab es zu wenig. Und es hätte noch etliche andere Solidaritätsaktionen der Kirche geben müssen.*“ Empathie und Solidarität sind seiner Meinung nach Voraussetzungen für eine menschliche Gesellschaft. „*Nur die demokratische Idee macht es möglich, Empathie und Solidarität zu leben*“, betonte er.

Die Haltung der Kirche müsse deutlich erkennbar sein, erst danach beginne das Streiten und das Suchen nach Lösungen und dann müsse auch eine Entscheidung getroffen werden. Daran mangle es derzeit in der Debattenkultur. Der Kirche rät er, die Themen nicht zu langsam zu debattieren und zu verhandeln, denn die Welt habe ein viel schnelleres Tempo, meint der Philosoph, den ein Satz besonders motiviert: „*Das Prinzip Mensch ist mein Leben. Wir müssen den Menschen und dem Wunder, das jeder in sich trägt, zugewandt sein und allen das Leben gönnen.*“

» „Das Prinzip Mensch ist mein Leben. Wir müssen den Menschen und dem Wunder, das jeder in sich trägt, zugewandt sein und allen das Leben gönnen.“ «



Theresa Berenz

Fotografin
Rüsselsheim



Achim Ritz

Journalist
Neu-Isenburg

» ... das muss man aushalten. «

Friedman will nicht, dass man über Schwarze, Schwule oder Juden redet, sondern *„lasst uns über die Menschen sprechen, denn jeder ist jemand“*, zitierte er den Schriftsteller George Tabori.

Für Michel Friedman steht fest, dass *„wir uns in einer Transformationszeit befinden und die Paradigmen des 20. Jahrhunderts hinter uns lassen“*. Die Statik verändere sich, die Welt ordne sich derzeit völlig neu, so seine Einschätzung. China sei eine Weltmacht, die wir lange verlacht hätten. Nichts habe die Menschheit in so kurzer Zeit so stark berührt und verändert wie die digitale Revolution. Das Internet bringe Fluch und Segen zugleich, denn es sei mit all seinen Desinformationen die größte Mülltonne der Welt. Rechtsextreme Kräfte wie die AfD investierten für ihre Propaganda 50 Millionen Euro bei Tiktok, mehr als alle demokratischen Parteien zusammen. Doch das Internet biete global auch unglaubliche Bildungschancen. Das störe Autokraten, denn *„Diktatoren wünschten sich keine gebildeten Untertanen“*, so Michel Friedman.

Mit Blick auf Putins Angriffskrieg auf die Ukraine muss seiner Meinung nach darüber gesprochen werden, welche Stärke das Militär haben soll. *„Darüber hätten wir schon 2014 nachdenken müssen, doch wir sind bei der Verteidigung sträflich infantil geblieben. Wollen wir uns schützen können? Ich plädiere für ja“*, so das klare Statement des 68-jährigen Frankfurters. Wenn jemand heute sage, alles sei schwierig, doch es werde schon vorübergehen, *„dann sind das Träume aus dem Schlaraffenland, in dem Menschen Angst vor einer neuen Zeit haben“*, wie Friedman in seinem jüngsten Buch schreibt.

Was bedeutet die Kirche den Menschen heute noch? Friedman spricht vor den versammelten Pfarrerinnen und Pfarrern Klartext und bezieht sich auf die aktuellen Negativ-Schlagzeilen. Vor dem Hintergrund des Berichtes des „ForuM – Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der Evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland“ sagt er klar, warum derzeit viele Menschen das Vertrauen zur Kirche verloren haben: *„Wenn die, die sonntags predigen, montags bei Kindern rumfummeln und die da oben das decken, willst du mit denen nichts mehr zu tun haben.“*

Friedman bezeichnet es als Grundproblem des Glaubens, dass die letzte Frage nach dem Warum nicht beantwortet werden kann. *„Das weiß nur Gott – das ist für aufgeklärte Seelen schwierig, das muss man aushalten.“* Friedmans Credo passt zur Lebenswirklichkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern, denn sie kennen die Menschen gut.



Auf dem Podium (v.l.n.r.): Dr. Friedericke Erichsen-Wendt, Svenja Prust, Dr. Eberhard Pausch und Manfred Werner



„Wir laufen den ganzen Tag herum und reden mit Menschen“, so **Dr. Friedericke Erichsen-Wendt**, bei der Evangelischen Kirche in Deutschland zuständig für Strategische Planung und Wissensmanagement. Ihre Analyse des Status Quo ist ernüchternd: „Kirche ist eine Organisation unter vielen, die an Relevanz verloren hat. Eine Erzählung, die uns lange Zeit getragen hat, zählt nicht mehr“. Dr. Friedericke Erichsen-Wendt plädiert für die Methode der Micro Habits, bei der die Summe kleiner Schritte auf Dauer zu bemerkenswerten Veränderungen führen könne. „Schöne Gottesdienste reichen nicht. Wir müssen einfach mal was tun. Machen Sie es anders, denn so kommt Wandel in die Welt“, ruft sie den Pfarrern und Pfarrerinnen zu.

Wer Veränderungen will, muss nach Ansicht von **Dr. Eberhard Pausch** zunächst das Loslassen lernen. Die Zeit der vertrauten Strukturen, der bewährten Traditionen und der sicheren Privilegien gehe zu Ende. Dem ehemaligen Studienleiter Religion und Politik an der Evangelischen Akademie ist ein selbstbestimmtes Loslassen wichtig. „Wir müssen mitentscheiden, wofür wir nicht mehr zuständig sein wollen. Wenn wir damit auch administrative Aufgaben und Berge bürokratischen Ballasts loswerden, kann das Loslassen ein Gewinn für uns sein“, prophezeit Pausch und fordert eine klare Kommunikation der Aufgabenabgrenzung nach innen und außen.

Der Studienleiter rückt die Pfarrpersonen in den Fokus. Auf sie und ihre spezifischen Kompetenzen komme es an. Die meisten Menschen in der Gemeinde bauen nach Ansicht von Eberhard Pausch Vertrauen zu den Pfarrpersonen auf. „Wer mit einer Pfarrperson eng verbunden ist, hält seiner Kirche gewöhnlich eher die Treue“, so seine Erfahrung. Schrumpfende Systeme sollten sich nicht immer weiter ausdifferenzieren, sondern sich auf das Wesentliche konzentrieren. Er hält die Pflege und Feier von Gottesdiensten, aus denen der christliche Glaube lebt und durch die die „Kommunikation des Evangeliums“ geschieht für essentiell. Im Gottesdienst seien Pfarrpersonen nah bei den Menschen und erfüllten „den genuinen Auftrag, die Herzen der Menschen zu bilden“, meint Pausch, der sich „gedankenstarke, fantasievolle und liebevoll-kreative Gottesdienste“ wünscht.

Er möchte Mut zur Zukunft machen. Das formuliert Pausch als Freund der Alliteration gern im Stabreim: „Gute Gottesdienste generieren, Bitte ein Bit(tgebet)“. Den Weg der Veränderung beschreibt er mit den Worten „lieber liebevoll und hoffentlich hoffnungsvoll“. Er brachte auch eine Wortneuschöpfung mit ins Motivationscamp und sprach von einer „Agap-archie“, einer Herrschaft der Agape, der dienenden, fürsorglichen, solidarischen Liebe. Pausch setzt auf eine „intrinsische Motivation“, zu der Gebete gehören. „Wenn ich mit Interesse, Neugier und Spaß an eine Sache herangehe und sie dann aus Lust und Liebe tue, dann gelingt mir viel eher das, was ich mir vorgenommen habe.“



» Für mich ist die Menschenwürde der Kompass für die richtige Einstellung und Haltung. «

Motivation soll im Idealfall als inneres Potenzial ein zielgerichtetes Verhalten antreiben. Emotionale Impulse für diesen Schritt kamen schließlich von **Halima Gutale**, die mit ihrem Statement die innere Kraft der Pfarrer:innen stärken möchte. Die Flüchtlings- und Integrationsbeauftragte der Stadt Pfungstadt und Vorsitzende von Pro Asyl Deutschland sagte, sie fühle sich als Muslima nah bei den Christen und glaube an das Gute in den Menschen. Sie schenkte den Zuhörenden im Saal Selbstbewusstsein und rief den Pfarrer:innen zu: *„Ihr seid nicht so schlecht, ihr seid da und anerkannt, ihr seid an der Basis die erste Anlaufstelle für die Menschen.“*

Die Kirche helfe und die Pfarrpersonen seien motiviert und offen für alle Menschen, das sollten wir hervorheben. *„Wir müssen Demokraten unterstützen, ich weiß was es heißt, die Heimat zu verlieren“*, sagte die Deutsch-Somalierin, die Mitte der 90er Jahre nach Deutschland kam.

„Für mich ist die Menschenwürde der Kompass für die richtige Einstellung und Haltung“, betonte die Botschafterin für Demokratie und Toleranz in der Bundesrepublik Deutschland.

Mit all der Kritik an der Kirche, dem Lob für die Arbeit in den lokalen Gemeinden und mit der Vielzahl an Impulsen setzten sich die Motivationscamper am Nachmittag in kleinen Arbeitsgruppen zusammen und mit den Argumenten der Keynote-Speakers auseinander.

Die Gespräche drehten sich meist um die Fragen, was Kirche gut kann und was sich ändern muss, damit es besser wird. Einige Pfarrerinnen und Pfarrer berichteten von den Problemen in kleinen Orten, wo die Menschen ihre Gemeinde und ihre Pfarrer:innen behalten und nicht zum Gottesdienst ins Nachbardorf fahren möchten.

Die großen Unterschiede der Gemeindegarbeit in der Stadt und auf dem Land waren Teil der Diskussion. Außerhalb der Städte sei Kirche gut eingebunden ins dörfliche Leben. Sie werde als Partnerin des Sportvereins oder der Feuerwehr gesehen. *„Ich darf Fahrzeuge einweihen. Große Feste organisieren wir im Dorf gemeinsam“*, berichtet eine Pfarrerin aus dem Vogelsberg. In der City schauen die Bürger:innen mehr über den Tellerrand, haben nicht nur ihre Kirchengemeinde im Blick, sondern suchen sich gern aus, welchen Gottesdienst sie besuchen.



Bettina von Haugwitz
und Werner Böck

Foto:
Manfred Werner



„Das Kürzen von Pfarrstellen ist eine Notwendigkeit, doch das Miteinander in der Kirchengemeinde funktioniert nur, wenn man präsent ist“, so das Statement einer Pfarrerin. In einer anderen Arbeitsgruppe klangen die Ideen für die Zukunft noch konkreter: „Wir müssen unsere Positionen schärfen und die Haltung polieren. Ich will nicht nur reagieren, sondern agieren. Die guten Geschichten aus der Kirchengemeinde weitererzählen, das ist eine Kunst. Wir brauchen den Raum und die Zeit für die Begegnungen der Menschen.“ Bekenntnisse waren auch zu hören: „Kinder, Jugend, Senioren – wenn ich nicht für alle etwas anbiete, fühle ich mich nicht wohl. Kinder sind Kontaktbolzen.“ An allen Tischen war zu spüren, dass Analyse, Erfahrungsaustausch und Diskussionen viel öfter sein müssten, um Veränderungen zu realisieren, so der Wunsch.

Das erste Motivationscamp habe viele wichtige Denkanstöße gebracht, doch es brauche auch weitere Gesprächskreise und Diskussionsrunden – auch der beiden Landeskirchen, um Impulse für den Veränderungsprozess zu erhalten.

Mit Blick auf Michel Friedmans Mahnung, dass schneller gehandelt werden und dass die Meinung der Kirche aktueller und pointierter kommen müsse, weist Wolfgang H. Weinrich, Oberkirchenrat a.D. und Chefredakteur des Magazins für evangelische Pfarrer:innen auf die aktuelle Entscheidung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hin, die sich gegen eine Wahl der AfD ausgesprochen hat – allerdings erst einige Tage nachdem die katholischen Bischöfe davor warnten, die AfD zu wählen. Weinrich sagt, „jetzt sollte es weitergehen, wir müssen ajour bleiben und vor allem darüber sprechen, wie Kirche sich besser verzahnen und mehr Engagement entwickeln kann, obwohl gleichzeitig Sparmodelle realisiert werden und über Strategieprozesse wie etwa EKHN 2030 oder die Kooperations- und Nachbarschaftsräume debattiert wird“.





Theresa Noack
Vikarin
Weimar/Marburg

Keine Kirche für die Unsichtbaren

Angebote für Niemand

Spannende Veranstaltung, kluge Idee, hübsch gestaltet, alle finden es gut – aber keiner kommt! Entwickeln die Engagierten oder Pfarrpersonen Angebote für die Unsichtbaren in Gemeinden, scheitern diese nicht selten an mangelnder Teilnehmer:innenzahl. Es ist schwer, die zu erreichen, die sich außerhalb von kirchlichen Informationsräumen bewegen.

Konkret spiele ich auf die mittlere Generation an, also Kirchenmitglieder zwischen 20 und 50, die zwar fleißig Kirchensteuer zahlen, aber faktisch im Gemeindealltag nicht auftauchen. Wieso auch? Provokanter formuliert: Wieso sollte ein junger Vater seinen freien Abend in einem muffigen Gemeindehaus verbringen, wenn er genauso gute Gespräche mit Freund:innen in der schicken Altbauwohnungen führen kann? Oder warum sollte sich eine Studentin an den Gemeindegaststisch gesellen, wenn da erstens nur Senior:innen sitzen und sie die Einladung dazu zweitens nie zu Gesicht bekommen würde? Kirchliche Angebote sind für die mittlere Generation schlichtweg nicht attraktiv. Noch radikaler formuliert: Kirchliche Angebote für die Unsichtbaren werden nicht einmal gebraucht, geschweige denn in der Zielgruppe vermisst.

Damit möchte ich nicht sagen, dass es keine kreativen und spannenden Angebote gäbe. Ganz im Gegenteil: Von christlichen Whiskey-Tastings bis zu Kopfhörerparty in der Kirche, die Ideen und Konzepte sind da. Ich wage aber zu behaupten, dass, egal wie gut das Angebot ist, sich keine Kirchenferne:r dorthin verirren wird. Es ist Ressourcenverschwendung, immer wieder zu versuchen, die anzusprechen, die kein Interesse haben und dabei die zu fordern, die sowie immer da sind: Die Engagierten und die Hochverbundenen.

Un/Sichtbar

Aktuell kommt die 6. Kirchenmitgliedschaftsstudie (KMU 6) zu dem Ergebnis, dass mit 56% die Säkularen die größte Gruppe in der Gesellschaft ausmachen. Mit diesem Ergebnis zeichnet sich die Entwicklung der Kirchen in Deutschland zu einer Minderheit ab, wobei der Anteil der Mitglieder noch knapp über 50% liegt. Doch egal, ob Mitglied oder nicht, deutlich sticht heraus, dass diese große Gruppe kaum noch religiös ansprechbar ist. Ähnlich sieht es mit den Religiös-Distanzierten aus. Sie bilden zu großen Teilen die Gruppe ab, welche ich zuvor die Unsichtbaren genannt habe. Die Religiös-Distanzierten sind ein Querschnitt der Bevölkerung. Sie machen noch etwa 25% der Bevölkerung aus und sind sogar zu 84% Kirchenmitglieder. Dennoch lässt sich unter ihnen eine soziale Anbindung an kirchliche Strukturen feststellen. Die Suche nach Sinn existiert in ihrem Leben, die Angebote der Kirche sind für sie jedoch keine Option. Die Unsichtbaren sind divers und faktisch für die Kirche nicht erreichbar.

» *Es ist Ressourcenverschwendung, immer wieder zu versuchen, die zu adressieren, die kein Interesse haben und dabei die zu fordern, die sowie immer da sind.* «

» *Noch radikaler formuliert: Kirchliche Angebote für die Unsichtbaren werden nicht einmal gebraucht, geschweige denn in der Zielgruppe vermisst.* ‹‹

Der Gruppe der Unsichtbaren stehen die Sichtbaren gegenüber: Die Kirchlich-Religiösen sind mit 13% zwar deutlich weniger, doch gleichermaßen stärker engagiert, denn Religion und auch die Kirche sind für ihr Leben relevant. Hier sehen wir die Milieuerengung, die sich auch in den letzten 15 Jahren nicht abwenden lässt: Die Sichtbaren sind konservativ etabliert, traditionell, sozial-ökologisch oder befinden sich in der bürgerlichen Mitte. Sie sind gut integriert, ausgebildet und finanziell abgesichert. Ungefähr die Hälfte dieser Gruppe ist hochverbunden mit Kirche und wir kennen sie alle: Sie rühren in letzter Minute den Waffelteig für den Adventsmarkt an, besuchen die Senior:innen an runden Geburtstagen oder leihen selbstverständlich die eigenen Bierbänke für das Gemeindefest aus. Doch was besonders wichtig ist: Sie sitzen in unseren Kirchenvorständen und Synoden. Sie sind also integraler Bestandteil kirchlicher Leitung und arbeiten in ihrer Freizeit ganz konkret an der Zukunft der Kirche mit.

An der Zukunft werkeln

Die Kirche muss sich im Angesicht des verfestigten Negativtrends verändern. Zur Debatte stehen radikale Strukturveränderungen von Kooperationen bis Fusionen. Damit Neues entstehen kann, muss Altes überwunden werden. Das nennt man dann Innovation und Exnovation und beides geschieht zurzeit überall in der Landeskirche in sogenannten Zukunftswerkstätten.

Dort wird sie gezimmert: Diese ganz neue Zukunft der Kirche. Scheinbar hierarchiearm aus der Basis heraus, von denjenigen, die Kirche auch im Alltag gestalten. Das zumindest ist der Anspruch.

Und er scheint auch zu fruchten: Betrachtet man die mediale Außenwirkung der Zukunftswerkstätten in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (z.B. Baunatal und Marburg), lässt sich erkennen, dass die Methode ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Betroffene werden zu Beteiligten. Verschiedene Artikel sprechen von Visionen, vom Zusammenwachsen, vom Sorgen teilen und Kräfte bündeln. Sie berichten, wie gut diese positive Energie tue, dieser Aufwind in frustrierenden Zeiten. Und in den frustrierenden Zeiten liegt der Knackpunkt.



Gräfik: sergeitokmakov | Pixabay.com



Beteiligt weil betroffen

Prinzipiell ist der landeskirchliche Zukunftsprozess für alle Beteiligten kräftezehrend. Die ausbleibenden Besucher:innenströme in den Gemeinden schmerzen vor allem die Hochengagierten. Weil auch sie weniger werden, wird die Gremienarbeit anstrengender, während der Wirkungsbereich sinkt.

Dieser Verlustschmerz wird dann am deutlichsten, wenn in den Zukunftswerkstätten über die Ängste und Zweifel gesprochen wird. Und eine Angst wirkt am stärksten, nämlich das zu verlieren, was mit der eigenen Gemeinde verbindet. Zukunft: ja! Vernetzung: gerne! Etwas aufgeben: bitte nicht! Lieber Altes zurückholen!

Der Kirchenvorstand trifft weitreichende Entscheidungen über die Rahmenbedingungen und Entwicklungen der Gemeinde. Er ist eine Beratungsinstanz über theologische, personelle und finanzielle Inhalte. Damit trägt der Kirchenvorstand echte, nicht zu unterschätzende Verantwortung. Da ist es doch nachvollziehbar, dass die Frustration wächst, sobald nach der Traumphase die Fakten auf den Tisch kommen, die Zahlen konkreter werden: Weniger Gemeindeglieder, weniger Gebäude, weniger Hauptamtliche. Und dann das Trostpflaster: Durch mehr ehrenamtliches Engagement bleibt die Kirche lebendig – das wird sie retten!

Keiner soll die Kirche retten müssen

In Hinblick auf die Hochengagierten in meiner Gemeinde, nehme ich wenig Potential für noch mehr Engagement wahr. Diese Menschen geben schon alles, was sie können. Sie bezahlen für die Kirche, sie gestalten die Kirche und sie repräsentieren das kirchliche und das kommunale Leben im Sozialraum. Zu erwarten, dass sie die Kirche retten, ist zu viel verlangt!

Ganz besonders dann, wenn diese Rettung der Institution verlangt, Unsichtbare anzusprechen, welche – wie die KMU 6 verdeutlicht – für die Kirche nicht erreichbar sind. Das bedeutet, dass es, vereinfacht gesagt, Zeit- und Ressourcenverschwendung ist, den kreativen Aufwind der Zukunftswerkstätten dafür zu nutzen, Angebote für Kirchenferne zu schaffen. Die Unsichtbaren werden auch in Zukunft unsichtbar bleiben. Eine Trendumkehr ist nicht möglich, weil sich die Gesellschaft dem kirchlichen Einfluss entzieht. Eine Kirche für Alle würde sich somit in eine Kirche der Ausgelagten und Frustrierten verwandeln, deren Wunschhorizont unberücksichtigt bleibt.

»» *An den Schwellenmomenten des Lebens sollte die Kirche auch für die Unsichtbaren verfügbar sein.* ««

Die Zukunft für Sichtbare

Wenn wir in einer Werkstatt die Zukunft bauen wollen, brauchen wir bestimmte Materialien: Engagierte mit Leidenschaft und Erkenntnisse darüber, wo kirchliches Handeln heute wirkt. Außerdem müssen Gemeinden im Vorfeld einsehen, dass sie in ihrer Arbeit nur bestimmte Menschen ansprechen und analysieren, wer diese Menschen sind, um sie weiter mit guten Angeboten versorgen zu können. Ohne dies als Defizit zu verstehen.

So wird die gabenorientierte Arbeit von Profilmgemeinden gestärkt. Jeder und jede sollte das tun dürfen, was er oder sie als sinnstiftend erachtet. Orientiert an den eigenen, ganz individuellen Begabungen. Das gilt sowohl für die Gemeindeglieder, als auch für pastoraltheologische Entwicklungen.

Profil nach Außen und Innen

Mit dem Blick auf die Zukunft sollte außerdem bedacht werden, dass neben der Arbeit mit den bekannten Gruppen und Milieus die Kinder- und Jugendarbeit die wichtigste Ressource für die Engagierten von morgen darstellt. Wer mit Religion aufwächst, wird in kirchlichen Strukturen immer wieder ein Zuhause finden können. Daneben liegt das größte Potential in dienstleistungsorientierter Kasualpraxis. An den Schwellenmomenten des Lebens sollte die Kirche auch für die Unsichtbaren verfügbar sein.

Dafür ist von Bedeutung, dass sich die Kirche als Institution eine vertrauensvolle Außenwirkung mit profilierter Wertevorstellung erarbeitet und diese präsentiert. Denn nur mit Image bleibt die Kirche nicht unsichtbar für die Unsichtbaren. Ich behaupte, dass die kirchliche Arbeit in die Gemeinden hinein auf ein solches Image vermutlich keinen Einfluss haben wird. Darum ist es auch nicht schlimm, wenn der Gemeindealltag nur in bestimmten Milieus stattfindet, solange diese Arbeit sich selbst rechtfertigen kann.

Auf die Fläche der Landeskirche betrachtet, wird so dennoch Vielfalt entstehen, weil die meisten Gemeinden schon heute ein Profil haben: Sie müssen es nur erkennen und selbstbewusst in die Zukunft tragen. Dann setzen Engagierte auch kluge Ideen in spannende Veranstaltungen um, die ansprechend gestaltet sind. Dann werden andere Engagierte kommen, denn ihre Bedürfnisse sind der Maßstab für die Gemeindeglieder. Und der Wunschhorizont ist plötzlich weniger weit weg.

»» *Darum ist es nicht schlimm, wenn der Gemeindealltag in bestimmten Milieus stattfindet, solange diese Arbeit sich selbst rechtfertigen kann.* ««



Jolanda Gräßel-Farnbauer

Pfarrerin

Hans-von-Soden-Institut

Philipps-Universität

Marburg

Gleichstellung von Frauen im Pfarramt

„Also wir marschieren in Bezug auf die Behandlung der Vikarinnen an der Spitze innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland“ verkündete Kirchenpräsident Martin Niemöller lautstark in einer Synodendebatte 1957. Auch schon ein Amtsvorgänger aus einer der Vorgängerkirchen der EKHN, der nassauische Landesbischof August Korthauer, hatte 28 Jahre zuvor auf dem Landeskirchentag der Evangelischen Kirche in Nassau selbstbewusst behauptet: „Mit diesem § 15 [Theologinnen betreffender Paragraf im neuen Pfarrer-Ausbildungsgesetz] überholen wir alle in den deutschen Kirchen bisher getroffenen Regelungen.“

Wie verhielt es sich mit der Vorreiterinnenambition aus der Rhetorik kirchenleitender Männer in der Praxis? Wie fortschrittlich war die EKHN bei der Gleichstellung der Theologinnen wirklich? Dies war eine der Fragen, die mich beim Schreiben meiner kirchengeschichtlichen Doktorarbeit zur Geschichte der Gleichstellung der Theologinnen in der EKHN und ihren Vorgängerkirchen beschäftigten.

Die Studie „Die Gleichstellung von Frauen im Pfarramt. Der Weg zur geistlichen und rechtlichen Gleichheit von Theologinnen in Hessen und Nassau 1918 bis 1971“ wird im Oktober 2024 bei der Evangelischen Verlagsanstalt in der Reihe „Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte“ veröffentlicht. Sie erscheint damit pünktlich zum Triple-Jubiläum der Theologinnengesetzgebung.

2024 feiert die Vikarinnenverordnung der EKHN und damit die Frauenordination in der EKHN ihr 75. Jubiläum. Wir verdanken sie dem damaligen Ausbildungsreferenten Oberkirchenrat Hans-Erich Heß, der geschickt zu diesem Zeitpunkt auf eine langwierige und möglicherweise ergebnislose Synodendebatte verzichtete und die Verordnung qua Vollmacht der Kirchenleitung zur Rechtsvereinheitlichung in der Gründungsphase der EKHN verabschieden ließ. Heß, wenn auch in mancherlei Hinsicht Kind seiner Zeit, erkannte schon damals: „In wenigen Jahren wird man sowieso nur noch ein Kopfschütteln dafür haben, dass es in unserer Kirche so schwer gewesen sein soll, den Dienst der Frau im theologischen Stande in einer sinnvollen Weise einzubauen.“

Die Vikarinnenverordnung gewährte ihm und anderen (für den Einsatz der Theologinnen) Verantwortlichen in den 1950er Jahren hinreichend Spielraum, über manche einschränkenden Bestimmungen hinauszugehen und die Weichen für die weitere Gleichstellung bereits in den 1950er Jahren zu stellen. Zu diesen Weichenstellungen zählen die ersten Einsätze von Theologinnen in Gemeinden, die Verwendung des gleichen Ordinationsformulars wie für Pfarrer und die Entscheidung für die gemeinsame Ausbildung mit den Theologen an den Theologischen Seminaren.

Zehn Jahre später schien für Heß auch die Synode bereit zu sein, diese Erkenntnisse der geistlichen Gleichheit in ein Gesetz zu gießen: 1959, vor 65 Jahren, wurde das sogenannte Pfarrerinnengesetz der EKHN verabschiedet.

Dieses Gesetz ermöglichte Theologinnen die Übernahme eines regulären Gemeindepfarramtes und das Führen der Amtsbezeichnung „Pfarrerin“. Die EKHN hatte hier allerdings abgewartet bis andere Landeskirchen vorangegangen waren: Lübeck, Anhalt und die Pfalz hatten im Jahr zuvor bereits mit ähnlichen Gesetzen den Dienst der Theologinnen der praktischen Realität, der faktischen Notwendigkeit und den theologischen Erkenntnissen angepasst.

Weitere zehn Jahre später folgte die EKHN abermals anderen Landeskirchen mit dem vorletzten Schritt der rechtlichen Gleichstellung. Oberkirchenrat Heß war hier nicht mehr beteiligt (er war schon auf dem Sprung in den Ruhestand und in dieser Frage tatsächlich konservativ). Die Lockerung der Zölibatsklausel, die nun auch verheirateten Theologinnen den Dienst ermöglichte (vorher schieden sie bei Heirat aus dem Dienst aus bzw. nach dem Pfarrerrinnen-gesetz wurden sie mit Heirat in den Ruhestand geschickt), initiierte und beschloss 1968, vor 55 Jahren, die neu gewählte vierte Synode.

Dieser Synode gehörte mit Marianne Queckbörner erstmals eine Pfarrerin an. Die 35jährige wurde sogleich in den Kirchensynodalvorstand gewählt und leitete die Sitzung (erstmal leitete eine Frau eine Synodensitzung der EKHN!)

in der die Zölibatsklausel gelockert wurde. Sie arbeitete im Vorfeld und während der Sitzung eng mit dem damaligen Vorsitzenden des Rechtsausschusses, Dr. Hans Zöll, zusammen, den sie aus ihrem Vikariat in Königstein kannte und der die rechtliche Gleichstellung der Theologinnen unterstützte.

Eine die dienstrechtliche Entwicklung der Theologinnengesetzgebung nachzeichnende Studie – wie sie meine Doktorarbeit ist – bringt viele spannende Erkenntnisse und Entdeckungen. Verraten sei bereits das Ergebnis der eingangs erwähnten Frage nach der wirklichen Fortschrittlichkeit der EKHN bei der Gleichstellung der Theologinnen: Tatsächlich Vorreiterin im Vergleich zu anderen Landeskirchen war die EKHN erst 1970/71 mit der Einführung eines gemeinsamen Dienstrechts für Frauen und Männer im Pfarrberuf. Mit der vom Rechtsausschuss erarbeiteten Regelung galten nun alle auf den Pfarrdienst bezogenen gesetzlichen Bestimmungen geschlechtsunabhängig: Erstmals konnten auch Männer sich aus familiären Gründen beurlauben lassen und einen beschränkten Dienstauftrag wahrnehmen. Dies war sogar im Vergleich zum staatlichen Recht, wo es für Männer noch keine Teilzeitmöglichkeit gab, fortschrittlich.



Foto: Joachim Storch



Jens Haupt
Pfarrer i.R.
Kassel

Freie Trauung – was geht?

Eine Trauung dieser Art war für mich eine Premiere! Ich war gespannt, was im besonderen Ambiente eines renovierten Industriegebäudes anders sein würde und was womöglich besser oder moderner und für das Brautpaar Grund genug war, die Trauung in einer Kirche nicht gewählt zu haben.

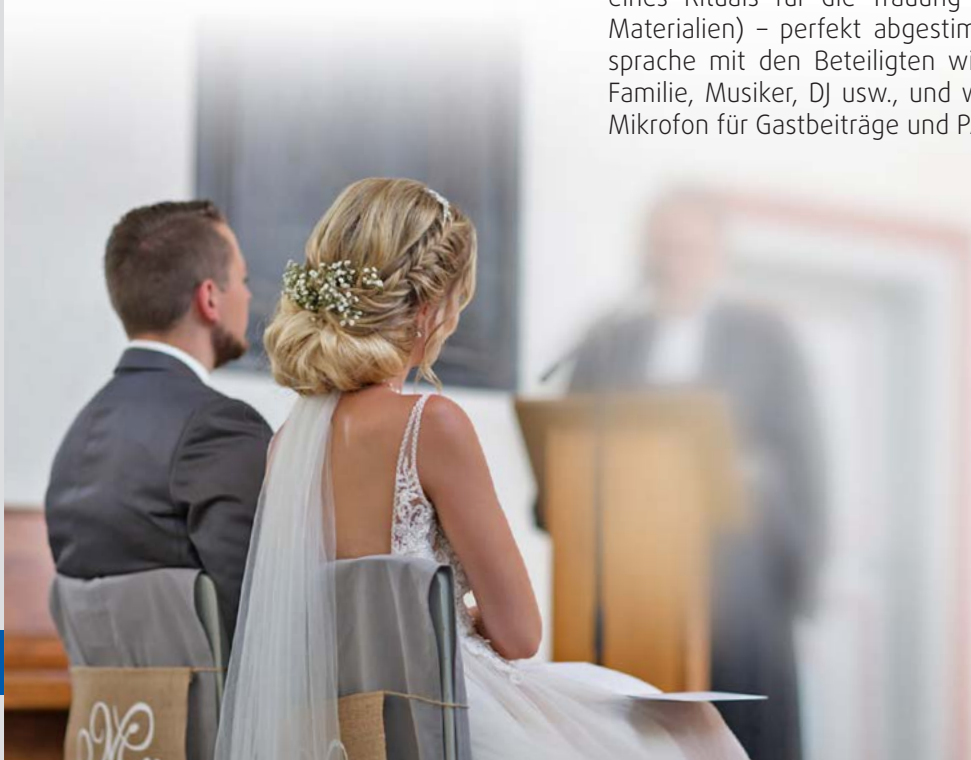
Der Saal hatte Atmosphäre, Sitzreihen, eine Theke und Tische fürs Buffet. Ein Raum für Trauung und Feier ersparte Wege und band Feierliches mit Festlichem zusammen. Mein fester Vorsatz, unvoreingenommen dabei zu sein, verwandelte sich allerdings zusehends in die Haltung eines verdeckten Ermittlers. Und das kam so:

Wir wurden mit der Ansage begrüßt, dass „*wir heute keinen Stock im Arsch*“ haben und wir alle hier bei dieser Trauung „*Spaß haben*“ sollen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich jemals bei Trauungen als Pfarrer rückwärtige Beschwerden bei mir festgestellt hatte, empfand aber diese Eingangsbemerkung schon als Schwäche.

Wer die Konkurrenz gleich zu Beginn schlecht macht, gibt damit preis, dass es um ein gefestigtes professionelles Selbstbewusstsein eher schlecht bestellt zu sein scheint.

Immerhin trug die Dame (habe ich schon erwähnt, dass es sich um eine Traurednerin handelte?) keinen Talar, was das Ganze natürlich viel mehr in Richtung „*Spaß haben*“ lenkte, zumal Piercings und Tattoos eine besondere Coolness signalisierten. Dass es sich um eine Trau-Rednerin handelte, hat sie wahrlich mit einer Leistung von einer Stunde und fünfzehn voll eingelöst. Es steckt eine Menge Vorarbeit in einer freien Trauung, das muss in der Dauer der Veranstaltung für alle spürbar werden!

Der umfangreiche Leistungskatalog bietet dementsprechend zwei persönliche Vorgespräche, während der gesamten Vorbereitungszeit die Ansprechbarkeit über Telefon, Whatsapp und Mail, die Erstellung der individuellen Trauung, die Moderation/Durchführung, die Erstellung eines Rituals für die Trauung (inklusive der Materialien) – perfekt abgestimmt –, die Absprache mit den Beteiligten wie Trauzeugen, Familie, Musiker, DJ usw., und wenn benötigt: Mikrofon für Gastbeiträge und PA-Anlage.



» Online finde ich die „Freien“ besser und schneller als die „zuständige“ Kirchengemeinde oder eine Pfarrperson. Da hilft es auch nicht, wenn die Kirche einen hohen Turm hat, den alle sehen können. «

Wie herausfordernd es wirklich ist, mit einem Mikrofon angemessen umzugehen, zeigte sich in der unentschlossenen Ansprachehaltung.

Das Brautpaar saß auf der Bühne links. Die Traurednerin stand rechts und das Publikum dadurch halb hinter ihr, wenn sie das Brautpaar nicht aus den Augen verlieren wollte.

Die einzelnen Redeabschnitte wurden durch stetige gute Wünsche gerahmt. Irgendwann habe ich aufgehört, die Anzahl der Wünsche mitzuzählen. Und an Ritualen gab es gleich drei: Ein Häuschen wollte vom Brautpaar gebaut werden, natürlich vorher mit darauf eingetragenen Wünschen aus dem Publikum. Ein ganz speziell vorbereitetes Ritual mit Händen war so wenig eindrücklich, dass ich es schlicht vergessen habe. Nicht zu vergessen: Die Urkunde für die vollzogene Trauung. Was genau vollzogen wurde, blieb im Verborgenen. Das Ja-Wort? Das Versprechen? Ein Gelübde? Dafür gab es eine ausführliche (humorige) Nacherzählung des gegenseitigen Kennenlernens und der jeweiligen Eigenheiten des Brautpaares. Und natürlich noch vorgelesene Briefe von nahen Menschen und etwas Musik aus der Konserve für Zwischendurch.

Unser „Spaß haben“ durften wir immer mal wieder durch Applaus einbringen. Durchaus ermutigt durch die beherzte Moderation. Dass es auch – von Wünschen unterbrochene – hilfreiche Hinweise für eine gelungene Ehe, die Liebe und das Leben zu zweit gab, war wahrscheinlich abgesprochen: „Das ist doch eine gute Voraussetzung für eine perfekte Familie“.

Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, dass das Brautpaar mit Kind erschienen war. Das erklärt auch, dass es von Gästen ein kleines Geschenk nebst Karte zur Taufe des Kindes gab. Das war aber weiter nicht schlimm, weil es ja so etwas ähnliches wie eine Taufe war. Für den Preis von 1.500 Euro hat die Traurednerin tatsächlich eingelöst, was sie unter einer freien Trauung versteht: „... meint lediglich, dass sie keinen theologischen oder geistlichen Inhalt hat.“ Bingo.

Was aber bleibt als Eindruck, außer, dass es zu lang, zu teuer und zu „ungeistlich“ war?

Geistlich war die Feier ja doch auf indirekte Weise. Denn was wäre so anders gewesen, wenn die Trauerrednerin einen Talar getragen und ein passendes Bibelwort statt der „guten Wünsche“ gesprochen hätte? Einer Pfarrerin hätte man womöglich Lob gezollt und wäre erstaunt gewesen, dass eine kirchliche Trauung derart locker, fröhlich und persönlich sein konnte. Wo man doch der Annahme war, dass „Kirche immer so einen Stock im Arsch hat“.

Allerdings unterscheidet sich der Zugang zu Trauredner:innen und den Angeboten kirchlicher Trauungen an einem Punkt wesentlich: Online finde ich die „Freien“ besser und schneller als die „zuständige“ Kirchengemeinde oder eine Pfarrperson. Da hilft es auch nicht, wenn die Kirche einen hohen Turm hat, den alle von weitem sehen können. Die Sichtbarkeit für (junge) Menschen, die ihre Hochzeit feiern wollen und einen professionellen Rahmen mit einem „Gesamtpaket“ und „Bausteinen“ suchen, liegt im Digitalen.



Foto: fundus.media | +870

» Was aber spricht dagegen, in einem Kirchenkreis gemeinsam ein örtliches und personelles Angebot zu entwickeln, das neben der klassischen Trauung im Kirchenraum auch im Freien oder an anderen Orten bereit ist, individuelle Feiern zu ermöglichen? «



Und hier punktet die Traurednerin eindeutig, weil sie zeitgemäß Optionen bietet, aus denen man sich „Eigenes“ basteln kann. Man mag diese „bricolage“ bedauern, es als modischen Zeitgeist abtun, wenn die „Freien“ eher gebucht als die Kirchen gesucht werden; es liegt genau daran, dass es klar formulierte und vor allem auffindbare Angebote gibt. Und die gibt es in den Kirchengemeinden so nur sehr selten. Es muss nicht jede Gemeinde ein Alternativangebot zu einer Traurednerin machen, nicht jedes Kirchengebäude lädt dazu ein, nicht jede Pfarrperson möchte sich auf Trauungen spezialisieren.

Was aber spricht dagegen, in einem Kirchenkreis gemeinsam ein örtliches und personelles Angebot zu entwickeln, das neben der klassischen Trauung im Kirchenraum auch im Freien, an anderen Orten bereit ist, individuelle Feiern zu ermöglichen?

Kirchliche Räume bieten sich meist (noch) nicht als „coole“ Location an, das Catering könnte in Zusammenarbeit mit lokalen, darauf ausgerichteten diakonischen Einrichtungen angeboten werden und vor allem musikalisch kann manche Gemeinde Schlager aus der Konserve mit Chor oder Instrumentalmusik überbieten. So ein Angebot muss sich in jedem Fall messen lassen an dem, was auf dem Hochzeitsmarkt in der Region kommerziell schon geschieht.

Hochzeitsmessen werden in den letzten Jahren zum Glück regelmäßig genutzt, sich gemeinsam mit privaten Anbietern dem Publikum vorzustellen. Und auch Aktionen für Spontantrauungen und Segnungen für Paare sorgen für mehr Aufmerksamkeit.

Mein Erleben mit der Traurednerin hat mich davon überzeugt, dass es einen Schritt weiter gehen muss. Es braucht regional ein Gesamtpaket „Kirchliche Trauung“: konzentriert auf geeignete und dafür gut ausgestattete Orte, spezialisierte und dafür entlastete Pfarrpersonen, Zusatzangebote je nach örtlichen Möglichkeiten durch Kooperationspartner, was die (anschließende) Feier angeht.

Ob dieses Paket durch eine Agentur, ein Büro, eine Servicestelle beworben und organisiert wird, ist nicht entscheidend. Es geht nicht um den Wettbewerb auf dem Markt der Eventdienstleister. Es geht in erster Linie darum, kirchliches Handeln sichtbar und zugänglich zu machen und es so professionell zu gestalten, dass man den Unterschied zwischen „frei“ (Wünsche flut) und geistlich (Segen) wirklich spürt.



Kirchenpräsident:in gesucht

Dr. Volker Jung wird bis zum 31. Dezember 2024 Kirchenpräsident der EKHN sein...

Wer aber folgt?

Wir fragten in Magazin 1/24:

Welche Kompetenzen sollte er/sie mitbringen, um die Evangelische Kirche von Hessen und Nassau in die kommenden Jahre zu führen?

Wir erhielten - einen Brief und waren überrascht. Nur ein Kollege nahm die Gelegenheit wahr, seine Erwartungen einzureichen. Zum Dank dafür erhält er einen Büchergutschein. Wir würden weitere „verlosen“ wenn, ja wenn uns noch mehr Einsendungen erreichten. Sicherlich haben Sie diesen Text überlesen und kommen erst jetzt dazu, sich Gedanken zu machen. Dann los – es geht auch um Ihre Zukunft!

Schreiben Sie an: redaktion@pfarrverein-ekhn.de



Kirchenpräsident:in



Dr. Marco Bonacker
Leiter Abteilung
Bildung und Kultur
Bischöfliches
Generalvikariat
Fulda

Von Menschen und Maschinen

Wieso uns Maschinen nicht ersetzen können

Der Megatrend KI hat im vergangenen Jahr vor allem durch zwei Entwicklungen noch einmal an Dynamik gewonnen: Einerseits konnte die Breitenwirkung von ChatGPT das Thema auf der Anwenderseite noch einmal einen riesigen Schritt voranbringen, mit allen positiven und herausfordernden Fragestellungen, die sich sofort damit verbanden – etwa im Bildungssektor. Andererseits sind die möglichen Gefahren der künstlichen Intelligenz politisch auf internationaler Ebene in bisher unvergleichlicher Öffentlichkeitswirkung benannt worden. Aber auch schon vorher bestand kein Zweifel, dass der Megatrend der Digitalisierung und mit ihm jener der Weiterentwicklung der sogenannten Künstlichen Intelligenz alle Gesellschaftsbereiche in immer stärkerem Maße beschäftigen und herausfordern würde. Die Theologie und mit ihr insbesondere die christliche Ethik ist hier keine Ausnahme. Vielmehr stellen sich gerade für die Theologie drängende Fragen durch die Weiterentwicklung von KI.

Mehrwert der Theologie als Wissenschaft

Nun darf man aber auch selbstkritisch fragen: Welchen Mehrwert auf das Thema hat eigentlich eine dezidiert christlich-theologische Perspektive? Eine Theologie zumal, die im Konzert der Wissenschaften ein umstrittenes Fach ist, weil gerne behauptet wird, ausgerechnet ihr eigentlicher Gegenstand (Gott) sei nicht empirisch beweisbar. Nun, das stimmt zwar. Es verrät aber ein reduktionistisches und positivistisches Bild von legitimer Wissenschaft, würden wir diese nur anerkennen, wenn es um Empirie geht, also letztlich funktionale Naturwissenschaften. Selbst die als solche betrachteten Wissenschaften kommen an ihre Grenzen und stützen vielfach die These von der letzten Unzugänglichkeit und Unverfügbarkeit

der Wahrheit an sich. Auch den anderen Wissenschaften entgleitet ihr eigentlicher Gegenstand. Von daher ist ironischerweise die Theologie jene Wissenschaft, die bereits am Anfang ihres Denkens die Unverfügbarkeit der Wahrheit zugeben und bedenken darf.

Denn die Theologie geht vom Theorem der göttlichen Schöpfung aus. Alles ist, weil Gott am Anfang allen Seins steht. Alles, was ist, und nicht Gott ist, ist Schöpfung und von ihm ins Leben gerufen. Der christliche Blick auf die Welt ist also davon geprägt, dass das alles uns umgebende Sein und wir selbst kein Produkt des Zufalls sind, sondern von einer personalen Wirklichkeit gewollt wurden. Welche Konsequenzen daraus erwachsen, wie man in Beziehung zu dieser uns vorausgehenden Wirklichkeit tritt und wie man adäquat davon denkt und spricht, das ist Aufgabe der Theologie.

Was meint KI, wenn sie „Ich“ sagt?

KI ist komplexe, dialogische Mathematik bzw. Statistik. Grundlage ist eine vorgegebene und sich dann ausweitende Datenmenge eines auf menschlicher Vorarbeit bestehenden Systems, die keine eigenständige Intelligenz ist. Wenn wir also aktuell von KI sprechen, kann man von „schwacher KI“ sprechen. Wenn man insbesondere algorithmusbasierte Sprach-KI zur Grundlage nimmt, gilt, dass diese trotz allen Fortschritts offensichtliche Grenzen erkennen lässt: *„Ein Algorithmus ist ... eine Handlungsvorschrift zum Lösen eines Problems oder einer Aufgabe. Als intelligent kann ein Algorithmus nicht bezeichnet werden. Er löst Probleme anhand der Vorgaben, die programmiert wurden“* (Colloseus, Cecilia/Sell, Andrea/Uhle, Antonia: Intelligente Maschinen. Einblicke in das Verhältnis von Mensch und KI, in: RUheute 01-02/2023, 4-9).

» Ein Algorithmus ist ... eine Handlungsvorschrift zum Lösen eines Problems oder einer Aufgabe. Als intelligent kann ein Algorithmus nicht bezeichnet werden. Er löst Probleme anhand der Vorgaben, die programmiert wurden. «

Und das ist das Entscheidende: Kreativität, ein freier Wille, überhaupt ein Eigeninteresse ist bei sog. schwacher KI nicht vorhanden. Wenn die KI „Ich“ sagt, spiegelt sie ein Selbstbewusstsein nur vor. Sie kann Identität mitteilen, hat aber keine. Colloseus et al. sprechen hier treffend von „Ego-Mimikry“ und im Anschluss an Meredith Broussard von KI als „statistics on steroids“ (S.7). Da wir Menschen dazu neigen, alles, was als personales Gegenüber daherkommt, ernst zu nehmen und schon stumme Gegenstände zu vermenschlichen (Menschen und ihre Autos), können wir kaum anders, als auf dialogische KI-Systeme auch emotional zu reagieren. Als soziales Wesen ist uns das in besonderer Weise eigen.

Trotzdem löst schon diese Form der KI viel in uns aus: Sie schafft in uns reale Emotionen und neue Wirklichkeit. Von Frustration bis Liebe. KI löst in uns Resonanz aus, die aber im existentiellen Sinn einseitig bleibt. Ein starke KI, also eine, die Selbstbewusstsein und einen freien Willen hat und alles mitbringt, um dem Menschen nahe zu kommen, ist laut Experten wohl nicht realistisch.

Aber selbst wenn es sie geben würde, etwas würde sich doch unterscheiden – jedenfalls, wenn die Abgrenzung von natürlichen Personen und KI-generierten Personen aufrechterhalten wird: Sie sind menschliche Schöpfungen, während der Mensch sich selbst nicht gemacht hat, sondern – aus theologischer Perspektive – der göttlichen Schöpfung entspringt und daher sich doch ein qualitativer Unterschied und bleibender Graben auftut.

Der bleibende Unterschied vor dem Hintergrund göttlicher Schöpfung

Es stellt sich die Frage nach dem Spezifikum des Menschen als geschaffene Person, als ethisches Wesen, das die Suche nach Sinn und Erfüllung in sich trägt. Ob das im eigentlichen Sinne eine vom Menschen geschaffene Struktur haben kann und nicht nur vorspielt bzw. simuliert, ist kaum vorstellbar. Und wenn, dann eben nur in zweiter Ordnung.

Was macht also den Menschen aus im Gegensatz zu den oben angedeuteten KI-Konzepten und was bedeutet das im Kontext unserer Thematik und wieso ist gerade theologisches Denken hier ein Mehrwert?



» *Der Mensch ist dem Menschen ein Mensch.
Keine wie immer geartete KI kann das ersetzen.* «

Als personales, geschaffenes Wesen ist der Mensch existentiell fähig zu seiner Selbstüberschreitung auf Gott und seinen Nächsten hin. In den Worten Karl Rahners eignet ihm ein übernatürliches Existential, welches das Sein des Menschen wesenhaft prägt. Mit Elke Mack können wir daher sagen:

„Rahner nennt den Menschen [...] ein Wesen der Selbsttranszendenz, also ein Wesen, das die Grunderfahrung macht: Es gibt mehr als mich und das, was ich momentan sehe. Ich kann also über mich hinausgehen und bin damit zu einer Erfahrung der Bedingungen der Möglichkeit überhaupt fähig. Diese transzendente Erfahrung ist eine Erfahrung der Absolutheit und der Unbedingtheit. Gerade in der Annahme menschlicher Existenz, die ausgeht vom liebenden Willen Gottes, die gründet in der geschöpflichen Ordnung unseres Seins und die uns resonanzfähig macht auf die von Gott ausgehende Wirklichkeit, ist menschliches Sein herausgehoben insbesondere aus dem Kontext menschlicher, sekundärer 'Schöpfung'.“

Der Mensch ist vor diesem Hintergrund – anders als jede KI – ein ethisches Wesen und daher in seiner Willensfreiheit begründet verantwortungsfähig, weil unser Sein ein Resonanzgeschehen ermöglicht. Der Mensch als geschaffene Person ist daher zugleich ein ethisches Wesen, das frei und kreativ seine Hand-

lungsoptionen vor der Frage nach dem guten und gelungenen Leben reflektieren kann und daher explizit und implizit Antworten auf die Sinnfrage stellt, die dem menschlichen Leben eigen ist. Schließlich ist – wie oben angedeutet – menschliche, personale Begegnung wirkliches Resonanzgeschehen.

Einfacher gesagt: In der Begegnung von zwei Personen ereignet sich wirklich etwas auf Augenhöhe, etwas, das die Seins- und Sinnfrage berührt und das Leben mit Sinn erfüllt. Meine These ist, dass wirkliche Resonanz, die die Eigenschaften der Unverfügbarkeit und des Geschenktheits hat, nur im interpersonalen Bereich ihre höchste Form erreicht. Sie ist in der Mensch-Maschine-Beziehung so nicht möglich oder nur ein einseitiges Surrogat.

„Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“, sagte einst Thomas Hobbes. Demgegenüber können wir sagen: Der Mensch ist dem Menschen ein Mensch. Keine wie immer geartete KI kann das ersetzen. KI kann den Menschen gleichwohl begleiten, Aufgaben für ihn lösen, ja sogar ganze Berufszweige übernehmen. Sie kann aber den Menschen nie existentiell ablösen. Der Mensch bleibt angewiesen auf den je anderen, auf wirkliche personale Resonanz, weil er selbst eine Frage ist, die auf Antwort gerade von anderen wartet.

Deepfakes und Digitale Gewalt

Das erste Deepfake, das ich bewusst wahrgenommen habe, war das Foto von Papst Franziskus in einem weißen Daunenmantel. Es sorgte im März 2023 hauptsächlich für Erheiterung. Bereits ein Jahr zuvor und wesentlich weniger lustig war ein Video des ukrainischen Präsidenten Volodymyr Selenskyj, in dem er angeblich zur Kapitulation aufrief. Hier scheint allerdings nicht klar zu sein, ob es sich um ein Deepfake handelt oder ob anderweitig manipuliert wurde. Denn auch wenn Deepfake umgangssprachlich inzwischen als Synonym für schwer zu erkennende Fälschung steht, setzt sich der Begriff eigentlich aus „Deep Learning“ und „Fake“ zusammen und bezeichnet Dateien, die mittels künstlicher Intelligenz erstellt oder verändert wurden.

Manipulation und Fälschung von Bild und Ton gibt es schon lange. Wenn etwa das Gesicht einer Person auf einen anderen Körper gesetzt wird (so genanntes „face swapping“) oder wenn Videos so geschnitten oder kontextualisiert werden, dass ein anderer Eindruck entsteht. Mit KI generierte bzw. bearbeitete Medien wirken jedoch häufig wesentlich echter, können inzwischen mittels Handy-App von fast jeder Person erstellt werden und sind in der schnelllebigen Online-Welt oft schwierig zu erkennen. Sie können bereits millionenfach geteilt worden sein, ehe ein Faktencheck sie als Fake enttarnt hat.

Schlagzeilen machen vor allem prominente und medienwirksame Fakes, sei es der Papst in der hippen Jacke oder gefälschte Telefonanrufe von Politiker:innen. Im Grunde kann es jeden und jede treffen. KI-generierte Stimmen bieten z.B. ganz neue Möglichkeiten für „Enkeltricks“ und gleiches gilt für Rachepornos. Rachepornos, oder auf Neudeutsch „Revenge Porn“, bezeichnet die Veröffentlichung intimer Bilder ohne Einwilligung der abgebildeten Person, wie der Name schon verrät, oft als Racheakt. Die Opfer sind überwiegend Frauen und die Täter häufig Ex-Partner, die Bilder veröffentlichen, die während der Beziehung entstanden oder ausgetauscht wurden.



Clara Böhme
Politische Referentin
Evangelische Frauen
Darmstadt



Foto: Landesmedienzentrum
Baden-Württemberg

**Rache
Pornos**
Revenge
Porn

» KI-generierte Bild-, Video- und Tonmaterialien werden uns in Zukunft noch vor große Herausforderungen stellen. «

Doch die technische Entwicklung ermöglicht es nun auch Nacktfotos oder ganze Videos mit jedem beliebigen Gesicht zu erstellen und zu veröffentlichen. Auch von Frauen, mit denen man(n) nie ein Wort gewechselt hat oder die einen haben abblitzen lassen.

Vor kurzem machte ein solcher Fall Schlagzeilen, als KI-generierte Nacktbilder der Sängerin Taylor Swift auftauchten. Nun hat nicht jede:r Millionen Fans, die direkt in die Bresche springen, Bilder verifizieren, melden, und als Konter unverfängliche Fotos posten. Eine Studie der Cybersicherheitsfirma Deeptrace von 2019 zeigt, dass es sich dabei keineswegs um Einzelfälle handelt. Die Forschenden konnten zeigen, dass über 95 Prozent der Deepfakes, die im Internet kursieren, pornografischen Inhalt haben.

Für „gewöhnliche“ Bürger:innen ist es aufwändig, kostspielig und zeitintensiv, im Internet Rechte durchzusetzen. Generell sind Opfer von Gewalt nach wie vor häufig in der Bringschuld: Sie müssen beweisen, dass ihnen Unrecht angetan wurde. Ihrem Wort wird oft nicht geglaubt oder ihnen wird eine Mitschuld gegeben, z.B. warum sie denn überhaupt solche Bilder gemacht und verschickt hätten. Eine wirksame Strafverfolgung wird durch die Anonymität im Internet und internationale Server zusätzlich erschwert. Die Durchsetzung des Rechts auf Ver-

gessen, das Betroffenen die Möglichkeit gibt, persönliche Inhalte auf Internetseiten und in Suchmaschinen löschen zu lassen, ist meist ein überaus langwieriger und sehr kräftezehrender Prozess.

Organisationen wie HateAid und die Plattform „Anna Nackt“ unterstützen bei Hass und Gewalt im Internet und im Fall von „Anna Nackt“ speziell bei manipulierten oder geleakten Nacktbildern. Im Oktober 2023 wurde eine Petition an Daniela Kluckert, Staatssekretärin von Digitalminister Volker Wissing (FDP), überreicht; die Petition fordert von der Bundesregierung, besser gegen ungewollte Porno-Manipulation vorzugehen. Dass der Minister mehrere Absagen für die Petitionsübergabe erteilte und letztendlich seine Staatssekretärin schickte, deutet nicht gerade darauf hin, dass im Digitalministerium besonders viel politischer Veränderungswille bei diesem Thema besteht.

Immerhin wurde auf EU-Ebene im Februar 2024 erstmals eine Einigung zu digitaler Gewalt erzielt. Entsprechend der neuen Richtlinie zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt sollen u.a. die ungewollte Verbreitung sexualisierter Deepfakes, Cyberstalking und Belästigung sowie das unaufgeforderte Zusenden pornografischer Inhalte EU-weit strafbar werden. Obwohl – auch aufgrund der Blockade

face swapping

Deepfakes

von Justizminister Marco Buschmann (FDP) – keine einheitliche Definition von Vergewaltigung festgelegt werden konnte, ist die Richtlinie im Bereich der Bekämpfung digitaler Gewalt ein echter Meilenstein. Denn diese Gewaltform wurde in der Istanbul-Konvention, dem bisher wichtigsten internationalen Dokument zum Gewaltschutz, nicht abgedeckt. Jetzt müssen die Mitgliedsstaaten die Vereinbarungen allerdings auch angemessen umsetzen, vielleicht tut sich demnächst doch etwas im Digitalministerium.

KI-generierte Bild-, Video- und Tonmaterialien werden uns in Zukunft noch vor große Herausforderungen stellen. Diese Technologie wird für kriminelle Zwecke der verschiedensten Arten genutzt. Sie kann zur echten Gefahr für unsere Demokratie und das gesellschaftliche Miteinander werden: Wenn Bilder aus Konfliktgebieten manipuliert werden, um Stimmung zu machen. Wenn Populisten wahlweise behaupten, dass Bilder von Demonstrationen gegen sie mit KI erstellt seien (Björn Höcke) oder sich mit der gleichen Begründung herausreden, wenn sie sich in einer verfänglichen Situation wiederfinden (Elon Musk). Es ist dringend notwendig, dass Politik und Justiz Maßnahmen für einen angemessenen Umgang mit der Technologie und ihren Opfern finden. Bis es so weit ist, heißt es einmal mehr: genau hinschauen und den eigenen kritischen Blick schärfen – vor allem im Internet.

» *Es ist dringend notwendig, dass Politik und Justiz Maßnahmen für einen angemessenen Umgang mit der Technologie und ihren Opfern finden.* «

Foto: www.dvz-mv.de



Joachim Dietermann
Pfarrer i.R.
Seeheim-Jugenheim

Aktiv im Ruhestand

Führungen auf dem jüdischen Friedhof

„Und dann muss man ja auch noch Zeit haben, einfach dazusitzen und vor sich hin zu schauen.“ Mit diesem Motto von Astrid Lindgren für meine Lebensgestaltung bin ich vor zehn Jahren in den „Ruhestand“ gestartet. Das hat manch ungläubige Reaktion ausgelöst: „Das ist nicht ernst gemeint, oder? Du hast sicher schon das eine oder andere Projekt, das auf dich wartet: ein Buch schreiben oder die Alpen zu Fuß überqueren?“

Ich sehe und erlebe immer noch gerne Neues. Ich schätze aber auch das, was mir schon lange vertraut ist. Und ich weiß, dass ich in einem Leben gar nicht die ganze Welt sehen kann. Ich lerne manches dazu, aber ich fange auch an zu unterscheiden, was ich noch lernen will, und worauf ich verzichte, weil ich den möglichen Gewinn an Erkenntnis nicht mehr so hoch einschätze. Ich kann – mit einem Lächeln – zustimmen, dass ich der bin, der ich geworden bin;

gerade auch mit allem, was ich nicht gelernt habe oder was mir nicht gelungen ist.

Ich kann einfach mal sitzen und gucken, unverzweckte Zeit genießen. Dann denke ich oft an H. D. Hüsch: „*Ich bin vergnügt, erlöst, befreit. Gott nahm in seine Hände meine Zeit ...*“

Beim Sitzen und Gucken bleibt es natürlich nicht. Zum Gucken gehört Wahrnehmen und Entdecken. In meinem Wohnort Seeheim habe ich „gesehen“, dass die Kommune Menschen sucht, die sich für die Verlegung von Stolpersteinen einsetzt. Da habe ich mitgemacht.

In der Nachbarschaft wohnt ein älterer Kollege, der seit Jahren Führungen auf dem jüdischen Friedhof in Alsbach angeboten hat. Er suchte einen Nachfolger und hat mich gefunden. Was für ein Glück für mich!



Foto: wikipedia.com | Jüdischer Friedhof Alsbach



Seit vier Jahren biete ich dort nun regelmäßig Führungen an. Weil ich das nicht privat machen wollte, habe ich mir einen entsprechenden Auftrag beim Evangelischen Dekanat geholt. Jetzt führe ich ehrenamtlich im Auftrag meiner Kirche, der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau. Das ist ein gutes Gefühl.

Während der Führungen sage ich: Ich stehe hier als Pfarrer der EKHN voller Scham, weil in kirchlicher Lehre und Liturgie über Jahrhunderte hinweg eine antijüdische Haltung verbreitet wurde, die mit zur Durchsetzung des rassistischen Antisemitismus der Neuzeit beigetragen und den Gewaltverbrechen der NS-Diktatur im Holocaust den Boden bereitet hat. Gleichzeitig bin ich aber auch stolz, weil meine Kirche ihre Reue über die christliche Misshandlung Menschen jüdischen Glaubens und dem Judentum gezeigt hat. Sie hat das 1991 so formuliert:

„In der Anerkennung unserer Schuld und der Verbundenheit mit den Juden spüren wir die grundlegende Verpflichtung, judenfeindliche Äußerungen und Handlungen aufzudecken und engagiert gegen sie vorzugehen. Den sichtbaren Ausdruck erhielt diese Einstellung in der Änderung des Grundartikels der EKHN, in dem es jetzt heißt: Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt sie (die EKHN) neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis ein.“

Der Friedhof in Alsbach ist der größte jüdische Landfriedhof in Hessen. Hier fanden 400 Jahre lang jüdische Männer, Frauen und Kinder ihre letzte Ruhe. 2.000 Grabsteine sind erhalten.

5–20 Personen können an einer Führung teilnehmen. Termine sind auf Anfrage buchbar.

Kontakt und Anmeldung:
achimdietermann@web.de

» Und dann muss man ja auch noch Zeit haben, einfach dazusitzen und vor sich hin zu schauen. «



Dr. Alfred König
Pfarrer i.R.
Darmstadt

Wer sind eigentlich Theolog:innen?

Es kostet mich einen kleinen Ruck, einigen Beobachtungen und Wahrnehmungen, die sich über Jahrzehnte hinweg angesammelt haben, aus der Perspektive des Ruhestandes offen zu begegnen, sie einzugestehen und, noch mehr, in schriftlicher Form festzuhalten.

Meine Generation nahm in ihrer Jugend die damals nahezu noch ausschließlich männlichen Pfarrer als Respektspersonen und örtliche Autoritäten wahr. Dies änderte sich mit dem ablaufenden Jahrhundert und in den Städten schon früher als auf dem Land. Viele sagen, das sei gut so. Andere bedauern es. Aber es bleibt die Tatsache: Die Rollen der evangelische Pfarrpersonen haben sich mit den nachrückenden Generationen verändert.

Mit einer Pfarrerin verheiratet, deren Gemeinde der familiäre Anker war, versah ich mit meiner eigenen Stelle viele Vertretungen. Manchmal für kurze Zeit, manchmal länger. Pfarrehepaare hatten Probleme in der Gemeinde, wenn eine der beiden Pfarrpersonen nicht im örtlichen Pfarrhaus wohnte, sondern bei der Familie. Ich kam viel herum und erlebte viele Kirchenvorstände und kirchliche Kreise hautnah.

Über einen längeren Zeitraum nahm ich besonders in den aktiven und mittleren Altersgruppen mehr und mehr wahr, dass Pfarrpersonen in einer neuen Sonderstellung begriffen wurden.

Die „Macher“ in den Gemeinden, die deren Geschicke leiteten, hatten respektable Berufe, galten etwas außerhalb des kirchlichen Umfelds, waren sich ihrer grundlegenden Ansichten sicher. Manche mochten sich als Honoratioren alten Verständnisses gesehen haben. Angesichts dessen trug mich das Selbstverständnis, dass ich mich in den Jahren des Studiums und der ersten Amtsjahre erfolgreich um ein Fundament für den Beruf auf der Kanzel, in der Seelsorge und in der Gemeindegarbeit bemüht hatte. Dies setzte ich für die Sicht anderer voraus.

Ich möchte von meiner ersten Wahrnehmung berichten, die mich vermuten ließ, dass die Sicht anderer eine etwas andere Sicht beinhaltete. Gemeinsam mit einem Kirchenvorsteher sollte eine Kleinigkeit im Kirchenraum erledigt werden. Er gehörte zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchenden und war Teil der Kerngemeinde. Wir hatten öfter miteinander zu tun. Eine Leiter war hinzustellen, etwas zu bohren und anzuschrauben. Im Laufe unserer gemeinsamen, nicht sehr aufwändigen Arbeit beschlich mich allmählich

» *Doch es beschleicht mich zuweilen das Gefühl, dass unsere Bemühungen von manchen Menschen wie die Rollen von Schauspielenden gesehen werden, die jenseits ihrer Bühne diese Rollen nicht mehr haben.* «

» *Wie der Schuster bei seinem Leisten, so hatte der Pfarrer bei seinem (?) Evangelium zu bleiben.* «

das Gefühl, nur als Handlanger mit den sprichwörtlichen zwei linken Händen zu fungieren. Dabei übte der Kirchenvorsteher ebenfalls keinen handwerklichen Beruf aus.

Vielleicht täuschte ich mich. Oder ich erlebte den Anlass für etwas schon einige Zeit bei mir unter der Oberfläche Schwelendes. Meine Aufmerksamkeit war jedenfalls geweckt. In den Folgejahren spürbar blieb immer wieder einmal der Eindruck in Entscheidungssituationen, Diskussionen oder strittigen Dingen: Wie der Schuster bei seinem Leisten, so hatte der Pfarrer bei seinem (?) Evangelium zu bleiben. Ich habe zwar nicht erlebt, dass dies offen gesagt wurde, aber das musste es auch nicht.

Alltag im Pfarramt. Je jünger man noch ist, desto mehr akzeptiert man solche Dinge, weil vieles in dieser Zeit wichtiger ist. Und je älter man wird, desto mehr beginnt man über Dingen zu stehen. Das ist recht gut eingerichtet im Leben. Aber im Ruhestand beschäftigt es mich wieder. Vielleicht liegt es daran, dass ich in Abständen noch auf Kanzeln stehe. Pfarrpersonen sprechen über das Heil der Welt, den Fortgang der Geschehnisse um sie herum in Krieg und Frieden und im Leben eines und einer jeden von uns. Sie ergreifen das Wort unter Einbeziehung des Selbstverständnisses, dies bestmöglich und hoffentlich im Sinne der Absichten des Schöpfers zu tun.

Doch es beschleicht mich zuweilen das Gefühl, dass unsere Bemühungen von manchen Menschen wie die Rollen von Schauspielenden gesehen werden, die jenseits ihrer Bühnen diese Rollen nicht mehr haben.

Um nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht darum, dass Menschen uns den Glauben „nicht abnehmen“. Das mag es geben, aber ist ein anderes Thema. Worum es geht: In meiner Biographie bedarf mein persönlicher Glaube der theologischen Reflexion. Das bedeutet nicht, dass ein nicht reflektierter Glaube weniger wert wäre. Wer sind wir Theologinnen und Theologen, dass wir dies behaupten könnten! Es geht vielmehr darum, dass die den Menschen guten Willens gegebene, geschenkte Glaubenswirklichkeit sich in berufener Kompetenz eingebunden weiß – und dies anerkennt!



Alles nur gespielt!?



Jutta Becher
Pfarrerin
Evangelische
Studierendengemeinde
Gießen

Einsatz von Tieren in kirchlichen Arbeitsfeldern – auch bei Ihnen?

Im Magazin (1/24) habe ich über tiergestützte Interaktion in der Seelsorge aus meinem Kontext der Studierendenarbeit berichtet. Zahlreiche Kolleg:innen haben reagiert und von ihren Aktivitäten berichtet.

So gibt es beispielsweise ein Schäfchen, das an Ostern mit ins Seniorenheim kommt. Es gibt den Schulhund an der Grundschule. Es gibt Bienen und Hühner im Pfarrgarten, die von den Kita-Kindern besucht werden. Es gibt einen Gottesdienst im Stall.

Art und Zahl der Projekte mit Tieren in kirchlichen Arbeitsfeldern sind vielfältig und gar nicht wenige. Sie bauen darauf, dass die Anbahnung durchdachter Mensch-Tier-Interaktionen positive Effekte hat. Das gilt für den pädagogischen, seelsorgerlichen und spirituellen Bereich. Wäre es nicht großartig, die verschiedenen Projekte zusammenzutragen, die es dazu bereits gibt?

Tiere spielen auch in Ihrem kirchlichen Arbeitsfeld eine Rolle? Ich würde mich freuen, mehr darüber zu erfahren!

Schreiben Sie mir gerne: jutta.becher@ekhn.de



Die Mensch-Tier-Interaktion ist hier Gegenstand theologischer Reflexion:

BUCHTIPP

Bernd Kappes:
Mitgeschöpfe.
Vom Umgang
mit Tieren aus
christlicher Sicht.
Patmos-Verlag,
261 Seiten
ISBN 384361413X

Petra Eickhoff-Brummer,
 Marco Kosziollek (Hg.):
**Mich interessiert,
 was du sagst!**
 Praxisbuch
 Peer-to-Peer-Seelsorge,
 Vandenhoeck&Rupprecht,
 Göttingen 2024, 92 Seiten
 ISBN: 978-3-525-60026-9



Ehrenamtliche befähigen, Jugendliche einbeziehen, junge Erwachsene qualifizieren: Dazu bietet dieses „Praxisbuch Peer-to-Peer-Seelsorge“ fundierte und zugleich leicht nutzbare Anregungen. Peer-to-Peer-Seelsorge, das meint die Seelsorge von Jugendlichen an Jugendlichen, konkret von jungen Teamerinnen und Teamern in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Immer wieder ergeben sich am Rand von Gruppentreffen oder v.a. bei Freizeiten Gelegenheiten, in denen junge Teamerinnen und Teamer als Vertrauenspersonen in seelsorgliche Situationen kommen. Sie zu unterstützen, gerade durch gezielte Schulung, ist eine wichtige Aufgabe hauptberuflicher Personen in der Jugendarbeit. Petra Eickhoff-Brummer und Marco Kosziollek haben langjährige Erfahrung in der Schulung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen und der Seelsorge an Kindern und Jugendlichen, die sie in diesem materialreichen Buch teilen.

Die ersten beiden der insgesamt drei Kapitel des Buches haben die Schulung von Jugendlichen (Basis-Modul) und jungen Erwachsenen (Aufbau-

Modul) zum Inhalt, wobei das Basis-Modul als ein Modul der Juleica-Schulung konzipiert ist. Das dritte Kapitel hilft bei der weiteren Begleitung der qualifizierten jungen Menschen.

Basis- und Aufbau-Modul bieten jeweils mehrere aufeinander aufbauende „Bausteine“, die kurze thematische Impulse enthalten, viele Übungen mit Varianten, immer wieder gibt es kleine Hinweise, worauf bei der konkreten Durchführung des Bausteins zu achten ist.

Kapitel drei bietet eine sorgfältige Darstellung der kollegialen Beratung als Möglichkeit der Reflexion und Qualitätssicherung. Die Methode wird modifiziert für die ehrenamtlichen Jugendlichen, auch hier finden sich direkt nutzbare Übersichten und Arbeitsblätter.

Die Herausgeber:innen betonen die Bedeutung der Begleitung der jungen Ehrenamtlichen durch professionelle Hauptberufliche, nicht zuletzt, um auch die Grenzen ehrenamtlicher Seelsorge achten zu können. Ein gutes Beispiel dafür, wie berufliche und ehrenamtliche Tätigkeit im gleichen Feld gemeinsam unterwegs sein kann - in der Begegnung auf Augenhöhe und Wahrnehmung der verschiedenen Kompetenzen und Aufgaben.

Die praktische Nutzung des Materials wird noch erleichtert durch die Möglichkeit des (kostenfreien) Downloads der Arbeitsblätter. Kurz: Für die Arbeit mit Jugendlichen ein rundum empfehlenswertes Praxisbuch!



Dr. Anna Karena Müller
 Pfarrerin
 Systemische Therapeutin
 Marburg



Warum ist es so schwer, aus der Geschichte zu lernen, insbesondere für Deutsche?

Ich kann gar nicht finden, dass es so schwer ist. Nehmen Sie das Grundgesetz, dessen 75. Geburtstag wir in diesem Jahr begehen, und das darin schon angelegte, wenn auch noch nicht ausformulierte Konzept der „wehrhaften Demokratie“, das im Lauf der Geschichte der Bundesrepublik immer klarer wurde. In diesem Sinne ließe sich eine Menge nennen, was zeigt, dass die Deutschen aus ihrer Geschichte gelernt haben. Wobei wir dieses Lernen – aus guten Gründen – bis heute ja vor allem auf das Scheitern der Weimarer Republik und das „Dritte Reich“ mit seinen ungeheuren Verbrechen beziehen.

Entsprechend tief geprägt ist die Entwicklung der politischen Kultur der Bundesrepublik von der zwar zäh in Gang gekommenen und mit Rückschlägen behafteten, am Ende aber doch erfolgreichen selbstkritischen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit. Diese „Aufarbeitung“ ist zu einem wesentlichen Element der Identität unserer Demokratie geworden. Und das gilt es jetzt zu verteidigen: In einem Moment, in dem dieses Selbstverständnis – wie häufig gesagt wird, unsere Erinnerungskultur – von der radikalen Rechten, aber auch von postkolonialen Linken angegriffen wird.

Gibt es signifikante Parallelen zur Nazizeit, die uns heute zu denken geben müssen?

Ich sehe sie im rasanten Aufstieg der AfD, die ja eine ganze Weile lang – wie die meisten Rechtsparteien in der Geschichte der Bundesrepublik – nicht allzu erfolgreich war. Entsprechendes galt in der Weimarer Republik für die NSDAP, die dann aber in der Weltwirtschaftskrise seit 1930 enormen Zulauf bekam. Ähnlich verhielt es sich mit der AfD bei der Migrationskrise 2015 und verhält es sich in den „multiplen Krisen“ seitdem. Das heißt nicht, dass wir in einer Situation sind wie Anfang der 1930er Jahre. Aber wir sollten uns daran erinnern, wie wichtig es ist, dass die demokratischen Parteien die „Brandmauer“ aufrecht erhalten – und nicht wie damals Koalitionen eingehen im Glauben, man könne die radikalen Rechten „zähmen“.

Was sollte im Fach Geschichte in Schulen unbedingt vorkommen, realisiert, bedacht werden?

Ich denke, die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert sollte nicht nur mit Blick auf den „Zivilisationsbruch“ des Holocaust gelehrt werden, sondern auch hinsichtlich der Entwicklungen davor und danach: Den Prozess der Zerstörung der ersten deutschen Demokratie gilt es zu verstehen, genauso wie den mühsamen Weg hin zur zweiten Demokratie, der für die Ostdeutschen noch vier Jahrzehnte länger dauerte als für die Westdeutschen. Geschichte in der Schule sollte ein Verständnis dafür entwickeln, dass Demokratie mehr ist als ein politisches System: nämlich eine Lebensform, die jeder und jedem die Möglichkeit zur Mitwirkung bietet – aber diese Mitwirkung auch braucht, wenn sie funktionieren soll.

Drei Fragen an

*1955 in Frankfurt am Main

Seniorprofessor für Neuere und Neueste Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Gastprofessuren u.a. an der Hebräischen Universität Jerusalem und an der Stanford University.

Zahlreiche Publikationen zur NS- und Nachkriegsgeschichte, u.a.:
Der Führerstaat, München 1987/2013;
Vergangenheitspolitik, München 1996/2012;
1945 und wir, München 2005/2009 und 1968 sowie 2008/2017.

Zuletzt erschien:
Im Namen der Deutschen. Die Bundespräsidenten und die NS-Vergangenheit 1949-1994, München 2023 (C.H.Beck).

Er schreibt auch seit 2016 alle vier Wochen eine Samstagskolumne in der Süddeutschen Zeitung.

Foto: Anne Günther | FSU

ALEXEI ANATOLJEWITSCH
NAVALNY

Alexei Anatoljewitsch Nawalny, *4. Juni 1976, Jurist, Dokumentarfilmer, Antikorruptions-Aktivist, Oppositionspolitiker und Blogger. Im August 2020 wurde ein lebensgefährlicher Giftanschlag auf ihn verübt. Politisch verfolgt und ab 2021 inhaftiert, wurde er zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Die russische Gefängnisverwaltung meldete am 16. Februar 2024 seinen Tod.



Einsamkeitsbeauftragte

Seit Februar 2024 gibt es bundesweit die erste Einsamkeitsbeauftragte, und zwar in Berlin-Reinickendorf. Jahrelang kämpfte die Bezirks-Bürgermeisterin Emine Demirbürken-Wegner für die Einrichtung dieser Stelle. Denn sie hat in den letzten Jahren gesehen, wie die alten Menschen in ihrem Bezirk vereinsamen. Reinickendorf zählt mit 23,05 % Einwohnern über 65 Jahren zu den Berliner Bezirken mit der ältesten Bevölkerungsstruktur.

Jedes Jahr veranstaltet die Bürgermeisterin ein Weihnachtessen für Menschen, die die Festtage allein verbringen müssten. Mit der Einsamkeitsbeauftragten erhofft sie sich mehr Maßnahmen, die dazu führen, dass Menschen wieder mehr zusammenkommen.

Aber nicht nur ältere Menschen sind einsam: Laut der Studie vom Deutschland-Barometer „Depression“ fühlt sich jede:r vierte Erwachsene einsam. Schlafprobleme, Bluthochdruck, überhöhter Alkoholkonsum oder Depressionen sind mögliche Folgen.

Anregung: Nehmen Sie in den Nachbarschafts- oder Kooperationsräumen einsame Menschen besonders in den Blick!

Übrigens: In London gibt es inzwischen sogar „Plauderbänke“ in der Stadt, um gegen soziale Isolation zu kämpfen. Wer sich auf eine solche Bank setzt, signalisiert den Wunsch nach einer Unterhaltung.

Foto: wikipedia.org | Sandro Halank

PLAUDERBÄNKE SINGLES
DEPRESSION EINSAMKEIT



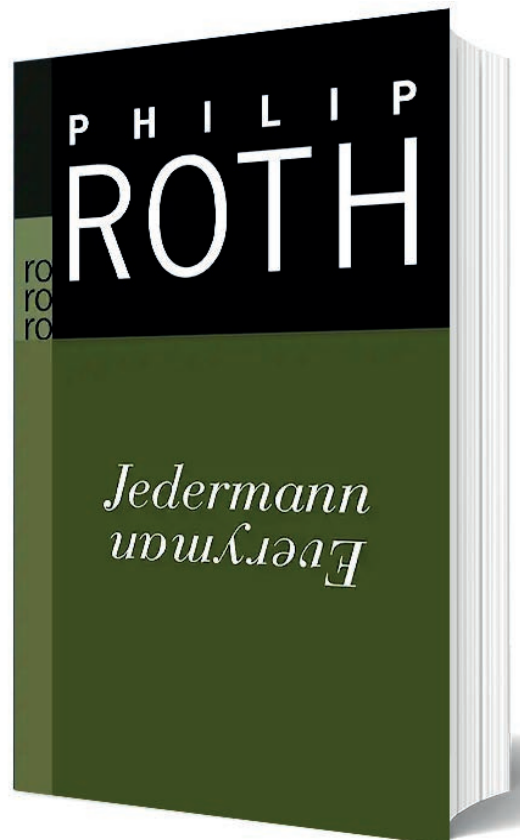
JEDERMANN

Sie haben es vielleicht bereits in meiner jüngsten Kolumne (Magazin 1/24) gemerkt: Die Bücher, die ich hier vorstelle, müssen keine Neuerscheinungen sein. Es reicht, wenn sie gut sind.

Darum empfehle ich heute ein Buch, das ich bereits kurz nach seinem Erscheinen vor achtzehn Jahren gelesen hatte: „Jedermann“ von Philipp Roth. Dass ich es nun noch einmal las, lag daran, dass ein Rezensent mein letztes Buch inhaltlich mit dem von Roth verglich. Ach, dachte ich, wirklich? Zwar hatte ich Roth' Roman damals sehr gemocht, in der Zwischenzeit aber vergessen - wobei das mit guter Literatur ja immer so eine Sache ist: Auch wenn sich der eigentliche Inhalt nicht mehr rekonstruieren lässt, haben diese Bücher meist ihre Spuren im eigenen Denken, Wissen und Fühlen hinterlassen.

„Jedermann“, 2006 erschienen, ist einer der letzten Romane von Philipp Roth, jenem amerikanischen Autoren, der 1969 mit Mitte dreißig durch seinen Roman „Portnoys Beschwerden“ unvermittelt ins Rampenlicht nicht nur Amerikas, sondern der literarischen Welt gestoßen wurde. „Portnoys Beschwerden“ war ein Skandal; es war offenherzig bis zur Pornographie, vulgär, dabei großartig erzählt - und wurde millionenfach gekauft. Vor der plötzlichen Popularität und den Anfeindungen zog sich Roth aufs Land zurück; dort schrieb er bis zu seinem Tod im Jahr 2018 noch mehr als zwei Dutzend weitere Bücher, darunter eine Autobiographie, einen Essayband, den gefeierten Roman „Der menschliche Mangel“ und die Zuckerman-Trilogie, deren Held Joseph Zuckerman das Alter Ego des Autors ist.

Überhaupt tragen die meisten Bücher von Philip Roth autobiographische Züge - so auch der Roman „Jedermann“. Er erzählt die Geschichte eines Lebens, wie es normaler nicht sein könnte - und das uns gerade darum in Bann zieht und berührt. Beginnend mit dem Tod des Protagonisten entfaltet sich dessen Vergangenheit - seine Arbeit als Designer in einer Werbeagentur, seine erste unglücklich verlaufende Ehe, der zwei ihm entfremdete Söhne entstammen, die Ehe mit der zweiten, der dritten Frau, die innige Beziehung zu Tochter Nancy, die ihm als einziges seiner Kinder nahesteht. Er, der vieles falsch und einiges richtig gemacht hat, der liebte, begehrte, neidete und verzieh, und der sich schließlich in eine Einsamkeit manövriert hat, um deren Ursachen



EVERYMAN

Annette Mingels

er selbst weiß, bleibt durch den ganzen Roman namenlos: er ist das allzu Menschliche par excellence. Und es ist der großen Kunst von Philip Roth geschuldet, dass uns diese Namenlosigkeit nicht auf Distanz hält, sondern im Gegenteil dem Protagonisten ganz nah kommen lässt.

„Jedermann“ zählt zum Alterswerk des Autors. Der Politik und der Sexualität – wichtige Themen seiner früheren Bücher – stehen nun Vergänglichkeit und Einsamkeit gegenüber sowie wie ein „Fremdeln“ mir der amerikanischen Gegenwart. Das mag langweilig klingen – ist es aber nicht. Denn Phillip Roth, der jahrzehntelang als Kandidat für den Nobelpreis gehandelt wurde und ihn nie bekam, war ein brillanter Erzähler, der es schaffte, Empathie für seine Figuren zu wecken – seien sie auch noch so fehlbar.

Und gerade im „Jedermann“ kommt noch etwas hinzu, was den Roman auch heute noch hochaktuell macht: im Mittelpunkt steht nämlich ein ‚alter weißer Mann‘ wie Roth selbst einer war. Der Jedermann hier zahlt mit Einsamkeit zurück, was er durch seinen Egoismus angerichtet hat. Inwiefern auch das autobiographisch ist, sei dahingestellt; es ist auch nicht wichtig. Wichtig ist, dass Philip Roth das hellsichtig, mitfühlend, ohne Larmoyanz und höchst elegant erzählt hat – und damit einen ebenso klugen wie versöhnlichen Roman geschrieben.

Philip Roth:
Jedermann. Everyman.
Übersetzt von Werner Schmitz
Rowohlt Taschenbuch
160 Seiten, 3. Auflage,
Erscheinungsdatum: 01.03.2008

Foto: www.annettermingels.de
JJ Corrigan



Persönliche Nachrichten

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen, fehlt uns vermutlich Ihre Erklärung zum Datenschutz. Bitte reichen Sie diese dann nach.

Hessen-Nassau

Ordinationsjubiläen:

Anita Gimbel-Blänkle, 01.04.1984
Utz Machert, 01.04.1984
Felizitas Muntanjohl, 01.04.1984
Manfred Bruns, 08.04.1984
Helge Müller, 15.04.1984
Paul-Reinhard Geiß, 28.04.1974
Jörg Schnellbach, 07.05.1959
Michael Schweitzer, 12.05.1974
Klaus Opper, 16.05.1974
Runfried Schuster, 24.05.1964
Dieter Michaelis, 25.05.1958
Traugott Hentschel, 31.05.1964

Geburtstage:

April:

Friedrich Heinrich Barkowski, 80 Jahre
Gerhard Grau, 88 Jahre
Brigitte Kastl, 85 Jahre
Wolfgang Lück, 86 Jahre
Willi Hermann Merten, 90 Jahre
Wolfgang Radecke, 89 Jahre
Jörg Schnellbach, 92 Jahre
Heinz Weber, 75 Jahre
Christian Wiener, 60 Jahre

Mai:

Erich Fischer, 85 Jahre
Regine Jünger, 60 Jahre
Ulrich Lessin, 80 Jahre
Holger Scheid, 70 Jahre
Siegfried Vogler, 85 Jahre

Verstorben:

Martin Braner am 15.01.2024,
im Alter von 89 Jahren

Neue Mitglieder:

Lukas Berkenkamp
Brit Kammler
Jan-Philipp Sunnus

Kurhessen-Waldeck

Ordinationsjubiläen:

Uwe Hanis, 13.04.2014
Ernst-Dieter Blumenstein, 24.04.1994
Jutta Ehlers, 24.04.1994
Corinna Luttrupp-Engelhardt, 24.04.1994
Ralf Eckert, 25.04.19199

Geburtstage:

April

Roswitha Bothmann, 91 Jahre
Christa Krahmer, 80 Jahre
Heinrich Mihr, 80 Jahre
Winfried Neie, 93 Jahre
Christian Neie-Marwede, 65 Jahre
Peter Otto, 86 Jahre
Annemarie Schleiter, 86 Jahre
Wolfgang Storch, 80 Jahre
Erika Wiegand, 88 Jahre
Ernst Wittekindt, 89 Jahre
Heiner Wittekindt, 80 Jahre

Mai

Mechthild Berdux, 88 Jahre
Helga Gehrke, 86 Jahre
Käthe Hoffmann, 91 Jahre
Uta Jammer, 75 Jahre
Erika Reichert, 93 Jahre

Juni

Vera Dietrich, 89 Jahre

Verstorben:

Werner Dettmar, 04.12.2023,
im Alter von 94 Jahre
Dr. Otmar Schulz, 29.12.2023,
im Alter von 85 Jahre
Wolfgang Sohnius, 12.01.2023,
im Alter von 74 Jahre

save the date

TAG DER BEGEGNUNG

Lich

9. Oktober 2024

Gemeinsame Einladung
der Pfarrvereine EKHN und EKKW
für die Ruheständler:innen

Mit Eugen Eckhardt:
„So sie's nicht singen, glauben sie's nicht!“

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen

wird herausgegeben vom Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein
in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V.,
Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820,
info@pfarrverein-ekhn.de, www.pfarrverein-ekhn.de
und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V.,
Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9307178,
sekretariat.pfarrverein@ekkw.de, www.ekkw.de/pfarrverein

Redaktion: Dierk Glitzenhirn / Bettina von Haugwitz /
Leroy Pfannkuchen / Svenja Prust / Sabine Gaßmann
(Assistenz) / Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich)

Redaktionsadresse: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt,
Telefon 069 471820, redaktion@pfarrverein-ekhn.de

Layout/Satz: Pear Design / Markus Jöckel · pear-design.net

Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH
Auflage 3.400 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung
übernommen. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge,
Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der
Autor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten
und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Bei-
trägen wird keine Gewährleistung oder Haftung übernommen.
Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint
zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 12.04.2024

Anderes Osterlied



Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn erst nach dem Tod Gerechtigkeit käme,
erst dann die Herrschaft der Herren,
erst dann die Knechtschaft der Knechte
vergessen wäre für immer!

Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn hier auf der Erde stets alles so bliebe,
wenn hier die Herrschaft der Herren,
wenn hier die Knechtschaft der Knechte
so weiterginge wie immer.

Doch ist der Befreier vom Tod auferstanden,
ist schon auferstanden und ruft uns jetzt alle
zur Auferstehung auf Erden,
zum Aufstand gegen die Herren,
die mit dem Tod uns regieren!

Text: Kurt Marti
Musik: Peter Janssens
aus: Wir können nicht schweigen, 1970
alle Rechte im Peter Janssens Musik Verlag, Telgte Westfalen